

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Lyrische Reisen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1878

XV. Brixen. Im Herbst 1875

XV.

B r i x e n.

Im Herbst 1875.

Es ist ein Thal in Tirol, ein grünes Wiesenthal, wo der Eisack, der vom Brenner, und die Rienz, die aus dem Pustertthale kommt, ihre gelben Wogen vereinigen. In diesem Thale liegt Brixen, eine weiße Stadt, die mit ihren hellen Gebäuden und Thürmen schon seit Menschenaltern weithin leuchtet, nunmehr aber auch durch Strebsamkeit und Bildung zu glänzen beginnt. Dieses Brixen hätte eigentlich die Hauptstadt von Tirol werden sollen, da es in der Mitte des Landes, an der Kaiserstraße, welche die deutschen Fahnen so oft nach Italien führte, und am Anfang des Weges liegt, der durch das Pustertthal an der Drau hinunter nach Ungarn und bis nach Konstantinopel leitet. Auch ist wirklich Raum genug in dieser schönen Au, so daß dem Erblühen einer großen Fürsten- und Handelsstadt kein Hinderniß entgegen stand. Allein die Möglichkeit war schon früh beseitigt, schon im Jahre 901, als Ludwig das Kind, der letzte Karolinger, sein Landgut Brichsna den Bischöfen von Seben schenkte, welche bald

nachher ihren Sitz dahin verlegten; denn die Grafen von Tirol erstarbten erst später und so unbarmherzig sie auch immer auf ihre Landesbischöfe zu Brixen und zu Trient losklopften, so viele Grafschaften, Herrlichkeiten und Rechte sie ihnen auch abjagten, die Stadt Brixen konnten sie doch nicht mehr wegfangen; sie dämmerte vielmehr immer treu und redlich unter dem Schatten ihrer Insel dahin, hoffte und träumte viel vom besseren Jenseits, wußte aber auch dieses irdische Jammerthal zu genießen, blieb immer arm, aber ehrlich, unbeholfen, aber achtbar, unwissend, aber lebenswürdig und fiel endlich im Jahre 1803 zugleich mit dem Hochstift Trient dem Erzhaus Oesterreich zu, welches alle Ursache hat, mit ihrer bisherigen Aufführung zufrieden zu sein.

Die Gotteshäuser dieser Stadt sind im vorigen Jahrhundert nach dem Geschmack der damaligen Zeit sämmtlich umgebaut worden. Der neue Dom trat an die Stelle des alten gothischen, welcher baufällig gewesen, und wurde am 10. September 1758 eingeweiht. Zur selben Zeit ward auch die Pfarrkirche mit ihrem weißgetünchten Thurmhelm ihres gothischen Alterthums entkleidet und den kleineren Kirchen widerfuhr dasselbe Schicksal. An das Mittelalter erinnert nur noch der Kreuzgang, das einzige Ueberbleibsel des verschwundenen Münsters. An den Wänden und in den Deckenfeldern sind da noch alte Gemälde zu sehen, welche aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert stammen. Sie werden von den Freunden des Alterthums und der Kunst sehr gern betrachtet und bewundert, obwohl sie zum Theil verblühen, zum Theil verwischt sind. Auch ihr Inhalt ist zum Theil sehr dunkel

und wer ihren Sinn vollkommen verstehen will, der muß sich wohl der Erklärung bedienen, welche der nunmehr verstorbene Regens Linthausen in seiner Beschreibung des Bisthums Brixen (1855) gegeben hat. Dieses schätzbare Werk ist leider unvollendet geblieben und soll der Herr Fürstbischof selbst dessen Weiterführung eingestellt haben. Er sieht's nicht gerne, wenn sich seine Priester mit historischen Studien beschäftigen, weil sie in der That aus der Geschichte des Bisthums Brixen nicht viel Gutes lernen können.

An der Mittagsseite dieses Kreuzgangs steht die alte, aber kleine und schmucklose Johanniskirche. In den stürmischen Tagen Heinrichs IV., am 25. Juni 1080, saßen da verschiedene Bischöfe, die er hierher berufen, und hielten einen Rath, entsetzten Gregor VII. seiner päpstlichen Würde und übertrugen diese dem Erzbischof Guibert von Ravenna, der dann vier Jahre später als Clemens III. den König in Rom zum Kaiser krönte.

Im Kreuzgang und an den äußeren Wänden des Doms sind viele Grabsteine aufgestellt, darunter mehrere sehr ansehnliche, welche dem Gedächtniß der früheren Bischöfe gewidmet sind. Auch Oswald von Wolkenstein, der letzte singende Ritter, hat dort ein Denkmal aus dem Jahre 1408. Seine Asche ruht aber in der Kirche zu Neustift, einer Augustinerprobstei, die eine kleine Stunde ober Brixen liegt.

In Brixen finden sich auch mancherlei Klöster; das Kloster der Clarissinnen wird schon 1235 erwähnt, zu einer Zeit, da die heilige Clara, die Ordensstifterin selbst noch lebte. Ihre Ordensregel legt den Clarissinnen strenges und häu-

figes Fasten, sowie auch beständiges Stillschweigen auf. Ueberdieß beschäftigen sie sich mit lateinischen Gebeten und tiefgehenden Betrachtungen. Sie dürfen ihre Klostermauern nie verlassen und heißen darum beim Volke „die Eingesperrten.“

Außerdem sind hier noch Franciscaner, Capuciner, Tertiärinnen, englische Fräulein und barmherzige Schwestern. Die Wirksamkeit der beiden letztgenannten Anstalten wird gerühmt; die anderen loben zwar den lieben Gott den ganzen Tag, thun aber sonst nicht viel.

Die ursprüngliche Stadt ist ein regelrechtes Viereck, welches jedoch, da den größten Raum das Münster, die Pfarrkirche, der Domsfriedhof und die Burg des Fürstbischofs einnehmen, nur eine einzige erhebliche Gasse in sich hält, nämlich „die Lauben“. Die Häuser sind nach tirolischer Art reichlich mit Erfern und Jalousien versehen und unten mit Bogengängen ausgestattet, in welchen die Läden der Handelsleute aufgeschlagen sind. Unter diesen Lauben hält auch Herr Johann Fallmerayer, des Fragmentisten Neffe, ein wohlversehenes Waarenlager.

Nicht zu übersehen ist hier das Pfaunder'sche Haus, ein geschmackvoller, italienischer Bau aus dem sechzehnten Jahrhundert, ursprünglich ein Sitz des Geschlechts der Kempter, die dem fürstbischöflichen Adel angehörten und zur Zeit noch blühen.

Außerhalb der alten Stadt, der Richtung des rauhenden Eisachs folgend, zieht sich eine lange Straße hin, welche etwas trumm, eng und winklicht ist. Manche Herbergen von minderer Bierlichkeit stehen da in gleicher Reihe mit den stolzen Häusern, welche einst die Domherren und

die Brigener Ritterschaft befaßen. Ein anderer Theil der Stadt liegt auf der Landzunge zwischen dem Eisack und der Rienz, und zwar der älteste, welcher ebenfalls krumm, eng und winklicht ist. Er wird jetzt als Vorstadt betrachtet und Stufels genannt. Dieser Name, welcher von romanisch *stavel*s, Ställe, herrührt, und der Name *Rungab*, romanisch *runcata*, Gereut, wie der untere Theil jener langen Straße heißt — sie bezeugen, daß zu der Zeit, als die Stadt Brigen entstand, also um das Jahr 1000 herum, die Einwohner der Mehrzahl nach noch romanisch waren und daß damals der Wald, der gereutet wurde, noch bis an den Domplatz reichte.

Eines größeren Rufs und lauterer Ruhms, als alle die genannten Denkwürdigkeiten erfreut sich aber bei den gewöhnlichen Menschen dieses Jahrhunderts der hiesige Gasthof zum Elephanten. Unter seinem Dach nahm am 2. Januar 1551 der erste Elephant, der durchs heilige römische Reich zog, seine Einkehr; der damalige Wirth aber war sinnreich genug, sein Haus an diesem Tag umzutaufen und ihm den neuen, wohl und bedeutsam klingenden Namen „zum Elephanten“ zu verleihen. Ja, er gieng noch einen Schritt weiter, indem er den neu benannten Gasthof sofort unter den Schutz der allerheiligsten Jungfrau stellte, diese demgemäß, wie sie die Schlange zertritt, auf die äußere Wand malen und darunter die Verse setzen ließ:

„O Jungfrau, die der Schlange Feind,
Bleib immer Elephantens Freund.“

Ueberdies ließ der Wirth auf der Vorderwand des Hauses

auch den Elephanten bildlich darstellen nebst seinen beiden menschlichen Führern in der Tracht der damaligen Zeit und setzte ferner eine lapidare Inschrift bei, welche das seltsame Ereigniß auch noch den Nachkommen vermitteln sollte.

In der guten alten Zeit, wo die Brennerstraße noch mit Last-, Post- und Stellwagen befahren wurde, kennt man kaum ein Beispiel, daß je ein Fuhrwerk der magnetischen Kraft des Elephanten entkommen wäre; für die Fußgänger, die von Nord und Süd oder von der Pusterthaler Seite heranzogen, war er aber gerade wie jenes Licht am Sommerabend, in das alle Mücken stürzen, oder, um ein selteneres und edleres Beispiel zu versuchen, wie der Ocean, in den alle Ströme münden (mit einziger Ausnahme des Hachinger Baches bei München, welcher mehrere Mühlen treibt und dann auf freiem Felde versiegt.) Sind ja doch die Potentaten kaum zu zählen, die hier schon Herberge genommen und nach einer unverbürgten Sage sollen sogar die heil. drei Könige einst da eingekehrt sein. Hatten früher die Kaiser, Könige oder minderen Monarchen hier einmal christlich übernachtet, so wurden sie gleichsam in den Orden des Elephanten aufgenommen, von den besten Pinselfn der Brixener Schule mehr oder minder kenntlich in Oel gemalt und darauf im obern Vestibulum ehrenvoll aufgehängt. Die größte Keillichkeit, gute Speisen, edler Wein und billige Preise führen diesem Hause auch jetzt noch der Reisenden zahllose Geschwader zu, obgleich keine Last-, Post- und Stellwagen mehr vor seiner Pforte landen. Herr Hans Heiß, der Schwiegersohn der letzten hochverehrten Elephantin, der noch lebenden Frau Wittwe

Mayr, welcher seit 1869 auf dem Elephanten sitzt, verjäumt auch nichts, um seinem Schilde den alten Glanz zu erhalten. Er hat sogar die dichten Heerschaaren der frommen Brixener Fliegen, welche früher manchen Landfahrer arg belästigt, mit überlegener Kriegskunst zum größten Theil besiegt und wird wohl auch deren letzten, eingeschüchterten Rest noch aus dem Felde schlagen. Sein Haus zieht überdieß jahraus jahrein ein anhängliches Häuflein italienischer Familien bis zu den Conti und Principi hinauf in seinen Zauberkreis. Sie fühlen sich hier von den Erhitzungen ihres Klima's und ihrer Politik nicht ungern ab und finden unter den Barbaren mit Erstaunen jene Appetitlichkeit, jenen Comfort, jene mäßigen Rechnungen, welche sie in der Heimath so oft vermissen. Ha, könnte man ihnen zurufen, wenn ihr ebenso civilisirt sein wollt, wie wir — so zeigt uns eure Elephanten!

Jener mehrgedachte Brixener Elephant aus dem Jahre 1551 scheint aber auch der Anfang der neueren Elephantologie zu sein. So tief war damals die zoographische Kunst gefallen, daß sie die Umrisse jenes mächtigen Thieres ganz vergessen hatte. Der Elephant in dem hiesigen Kreuzgang, der aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, ist der deutlichste Beleg dafür, daß sich die damaligen Maler diesen Pachydermus als eine hellgraue Bestie dachten mit schlanken Beinen und Doppelhufen, einem Pferdehals, einem Schafsgesicht mit cannellirten Ohren und einem Rüssel, der wie ein Waldhorn gestaltet war. Erst vom Jahr 1551 an und von Brixen aus kam wieder ein Licht unter die Völker und der wahre Bericht, wie der größte Vierfuß der Schöpfung aussehe und beschaffen sei.

In der sonnigen Breite von Brigen hat sich von jeher auch der einheimische Adel gern gesonnt. In älteren Zeiten war die Landschaft allenthalben mit Schlössern und Edelsitzen besetzt; allein bis auf unsere Tage hat sich wenig erhalten von jener Pracht. Das Schloß Salern, so einst höchst ansehnlich auf einem Hügel stand, ist nur noch ein hohler grauer Thurm Voitsberg und Pfeffersberg, Tschötisch und andere ehemals berühmte Burgen sind ganz verschwunden. Krakofel steht noch hoch oben zwischen felsigen Weinbergen und sieht weit hinaus ins Land, allein seine Ritter sind längst ausgezogen und haben ihren Hof den Bauern überlassen. Als die ansehnlichste Burg der Gegend stellt sich Palau dar, mit Zinnen und Thürmen stark bewehrt. Seine einstigen Herren sind nach Bayern ausgewandert und haben den Stammsitz ebenfalls an einen Landmann verkauft, aus dessen schwieliger Hand ihn der f. b. Kämmerer Freiherr von Unterrichter erwarb, um ihn mit vielem Aufwand wieder zu ritterlichen Ehren zu bringen. Unter seinem Dach, unter seiner Kastanien Schatten haben schon manche gebildete und angesehene Familien des südlichen Herbstes Wonnen genossen. Noch mehr in unsere Zeit herein schaut das reingeweihte, vielsenstrige Klostlan (ehemals Castellano), in dessen Burghof sich nunmehr statt der turnierender Ritter die Brauknechte tummeln, die zum Besten eines anspruchslosen Publikums, dem in den letzten Jahren die Weine zu sauer und zu theuer werden wollten, ein anspruchsloses Bier bereiten.

Auch Neustift, die Augustiner Probstei, eine kleine Stunde oberhalb Brigens am Ufer des Eisachs gelegen, welche Bischof Hartmann von Brigen 1141 gegründet und

Herr Reinbert von Seben begabt hat, darf wegen seiner Sehenwürdigkeiten nicht unerwähnt bleiben; ebenso wenig das liebliche Bärn, das der deutsche Wanderer in früheren Zeiten, ehe noch die Eisenbahn gelegt war, so fröhlich begrüßte als das erste Dorf auf hesperischer Erde. In der That konnte es ihm, wenn er aus den wilden Eisackschluchten gekommen, ein überraschendes Bild südlicher Landschaft gewähren, mit seinen hohen schattigen Nuß- und Kastanienbäumen und seinen Rebengeländen, welche bis an die Lärchenwälder hinaufreichen. In felsigem Kinnthal rauscht der Schalderer Bach durch die Ortschaft und vermehrt mit seinen Brücken und Stegen die Mannigfaltigkeit der kleinen Beduten. Ueber dem Dorfe ragt die Kirche mit ihrem alten Spizthurm auf und bietet an der äußern Wand ein sehenswerthes Frescobild aus dem Jahr 1474. Im Schatten der Bäume lauschen und lauern allerlei alte Ansitze, einst des Brixener Adels Sommerfrischen, jetzt zum Theil in Bauernhöfe verwandelt, zum Theil wieder neu hergestellt. Auch einige ganz moderne Landhäuser treten hinzu, denn das schöne Bärn hat — wie die Weisen der Gegend ahnen — eine Zukunft und da heuer schon ein halbes Duzend Familien aus dem Flachlande sich hier eingenistet, so können die ehrsamten Barner nächstes Jahr gewiß alle Stuben voll haben, vorausgesetzt, daß sie deren mittlerweile herrichten lassen.

Bei diesem Dorfe geht eine waldige Schlucht ein, aus welcher der eben erwähnte Schalderer Bach herauskommt. An seinen raschen Wassern führt ein guter Weg in's vielbeliebte Schalderer Bad hinauf, welches wir aber

schon einmal beschrieben haben und deßhalb jetzt in Ruhe lassen können.

Zu bemerken wäre noch, daß für die Physiognomie der Brigener Gegend namentlich der 6. December 1809 ein verhängnißvoller Tag gewesen ist. Die Tiroler wollten nämlich damals nicht an den Schönbrunner Frieden glauben, obwohl er schon längst verkündet war, und führten den Krieg noch ein Vierteljahr nach eigenen Hefen fort. Um jene Zeit versuchten nun die Bauern auch einen Angriff auf die Stadt Brixen, in welcher ein paar tausend Franzosen lagen, konnten aber nichts ausrichten, wogegen jene herausbrachen, sie auseinanderjagten und aus Rache die ganze Umgegend in ein Feuermeer verwandelten. In jener Nacht brannten fünf Dörfer und achtundzwanzig Edelitze oder Landhäuser nieder; nur Köstlan, Karlsburg und Palaus blieben verschont. Wie viele von jenen achtundzwanzig Gebäuden sich wieder aus der Asche erhoben, und welche ganz verschwunden sind, ist aber schwer zu erfragen.

Zu den Reizen der Brigener Gegend gehören auch die Hochebenen, die sie rings umfassen. Ist nur erst der ziemlich steile Aufstieg überwunden, so mag der Wanderer hoch über dem Thal durch Feld und Wald auf den gemächlichsten Pfaden dahinschlendern, unter sich die Stadt Brixen, deren Glocken heraufschallen, und die grüne Landschaft am Fuß, die das Auge wunderbar erfreut. Auf diesen Pfaden begegnen ihm dann verschiedene Dörfer mit alterthümlichen Kirchlein, die höchst anmuthig gelegen sind. Verschiedene Gießbäche, welche von oben herunterkommen, reißen zwar tiefe Schlünde in das Erdreich, erhöhen aber

eben dadurch den malerischen Werth des Ganges. Auf der östlichen Halde, auf den Höhen des Andreasberges, ist sogar ein „Vadel“ Namens Burgstall angebracht, wo der Wanderer nicht schlecht zu Mittag essen kann. Stille und vielleicht etwas scheue oder wohl gar menschen scheue Menschen, welche gern weit umherschauen, aber nicht gern gesehen sein wollen, können schwerlich eine Zuflucht ausfindig machen, die ihnen besser anschlagen dürfte. Auf der westlichen Halde liegt unter anderem das weit zerstreute Dorf Tschötsch, in dessen Bezirk, „auf der Tschötscher Haide“, das auffällige Hüttlein zu finden ist, „das Baumgartner Häusel zu Baierdorf“, wo „der Fragmentist“ das Licht der Welt erblickt hat. (Der Verschönerungsverein zu Brizen dürfte dieses Häuslein wohl einmal durch ein billiges Schildlein ausmerken, da sonst auch dieses Gedächtniß bald verloren gehen wird.) Unter den dortigen Kastanienbäumen hat der Geschichtschreiber von Trapezzunt als Fockele vor fünfundsiebenzig Jahren seine Schafe gehütet.

Ueber Tschötsch hinaus zieht der Weg an der sonnigen Bergseite hin nach Belthurns, wo ein ehemaliger Landsitz der Bischöfe von Brizen steht, jetzt ein Besitz der Ritter von Goldegg zu Bozen. In diesem findet sich verschiedene Malerei und allerlei alterthümliches Getäfel, das jetzt, nachdem es bekannt geworden, die reisigen Schaaren der Zeichner, Maler und Kunstkenner mächtig anzieht. Namentlich der Fürstenjaal, der 1583 unter dem Fürstbischof Johann Thomas Freiherrn von Spaur vollendet wurde, tritt durch die Trefflichkeit seiner eingelegten Arbeit hervor. Das ehemals fürstbischöfliche Schloß ist übrigens

ein einfaches zweistöckiges, mit einem Glockenthürmchen versehenes Gebäude, das in einem Baumgarten steht, der mit hohen Mauern umfangen ist.

Auf dem Wege von Ischötsch nach Belthurns, welcher die herrlichsten Ansichten in die dämmernden Bergfernen und ins grüne Thal bietet, sieht man plötzlich die gegenüberliegenden Rücken einsinken, vielmehr einen niederen Sattel bilden, hinter welchem sich zuerst drei unverschämt nackte Zacken von bedeutendster Höhe und niedererschlagender Arroganz erheben, denen aber sofort, wenn der Wanderer voranschreitet, wieder andere und andere folgen, so daß zuletzt eine ganze Kette der wildesten Häupter vor den Augen steht. Dieß sind die Geislerspitzen, welche das krautwälsche Enneberg von dem Eisackthale scheiden, eine Dolomitengruppe ersten Rangs. Nicht zu vergessen ist ferner, daß von der andern Seite, von Norden her, auch die Zillertaler Ferner, drei oder vier ewig weiße Spitzen, über mancherlei Vorberge herüberschauen und selbst unten am Eisack im Thal gesehen werden.

Geheime Memoiren aus der guten alten Zeit des Hochstifts Brixen sind bisher noch nicht aufgefunden worden, indessen weiß man genug aus seinem öffentlichen Leben, um die Segnungen seines Krummstabes würdigen zu können. Daß es am Ausgang des Mittelalters in wilder Zuchtlosigkeit und sittlicher Auflösung darnieder gelegen, wird selbst von den Hoftheologen nicht bestritten. Im Brixener Ländchen war es auch, wo 1525 aus Kummer und Noth der tirolische Bauernkrieg entstand, Er war vorzüglich gegen die Urbar- und Zinsbücher gerichtet, welche die Aufständischen vernichten wollten, auf daß ihre

überspannten Siebigkeiten der ewigen Vergessenheit anheimfallen sollten. Hier setzten die Rebellen auch jene famosen zwanzig Artikel auf, welche den Frankfurter Grundrechten um mehr als dreihundert Jahre vorausgegangen sind, aber doch schon ungefähr denselben Inhalt hatten.

Das gemüthliche Leben der Haupt- und Residenzstadt war auch im Jahr 1562 wieder bedroht, als Balthasar Doffer, ein Müller aus dem nahen Lüsenthale, den Vorschlag machte, der großen Theuerung und den unerschwinglichen Steuern durch einen allgemeinen Aufstand abzuhelpen. Er suchte seine Verbündeten in ganz Tirol zusammen und man kann nicht wissen, was er alles angestellt hätte, wenn er nicht vorher zu Klausen ergriffen, zu Brigen verurtheilt und zu Innsbruck gebiertheilt worden wäre. Das gleiche Schicksal begegnete seinem Mitschuldigen, Christian Wachtlechner, zu Brigen und wurden dessen vier Stücke „auf gemeinen vier Straßen“ öffentlich aufgesteckt. Ein anderer Mitverschworener ward zu Brigen bis in die Vorstadt mit Ruthen ausgestrichen, dortselbst zur besseren Erinnerung des rechten Ohrs mittelst eines Schnittes entledigt und für Lebenszeit aus den Bisthümern Brigen und Trient verwiesen. (Der Grafschaft Tirol schien man ihn verzeihen zu wollen.) Wer möchte sich nicht aus unserem Jahrhundert, das der Fortschritt täglich mehr verweichlicht, in jene kräftigen Zeiten zurücksehnen!

Das Städtchen selbst, das jetzt nur wenig mehr als viertausend Einwohner zählt, führte in der guten alten Zeit dasselbe behagliche Moderleben, wie es damals Freising, Eichstädt und andere bischöfliche Residenzen führten, die, so klein auch immer, für ihr Bisthum doch zu groß

waren. Von dem Herzogthum, das einst (1027) Kaiser Konrad II. den Kirchenfürsten zu Brixen verliehen, von den Grafschaften im Inn- und Pustertal, die sie einst besaßen, war ihnen schon lange nichts mehr geblieben als ein kurzer Landstreifen am Eisack, in welchem ihre Hauptstadt und die wunderliche Stadt Klausen lag, ferner die Stadt Brunecken im Pustertale, sowie etliche kleine Herrschaften dajelbst und im ladinischen Gebirge, endlich das armseelige Faßathal — alles zusammen siebzehn Quadratmeilen und 26,000 Einwohner enthaltend.

Aus den Steuern und Abgaben dieses darbenenden Häufleins mußten der ehemalige Herzog, nunmehrige Reichsfürst und Bischof, sein ganzer Hofstaat, sein Domcapitel mit zwanzig gesalbten Häuptern und allerhand der Hauptstadt zur höchsten Zierde gereichende Collegien, Mönchs- und Nonnenklöster, beschauende und bettelnde, erhalten, mußten namentlich im letzten Jahrhundert auch kostbare Bauten aufgeführt und so manches romanische oder gothische Gotteshaus in die Schönheit des Zopfstyls umgestaltet werden.

In seinem Ländchen waltete der Fürstbischof als unumschränkter Herrscher und Despot, war aber allerdings, wie es im Charakter der Tiroler liegt, meist eine gute alte Haut. Hochderselbe erschien zwar als tirolischer Landstand auf den alten Landtagen der gefürsteten Grafschaft entweder in Person oder durch seine Gesandten, allein in seinem Bisthum waren ihm keine constitutionellen Schranken gesetzt. Die wenigen „Hantirer“ oder Gewerbsleute, die in der Stadt neben den geistlichen Herren noch Platz gefunden, lebten auch zumeist nur von seinen Gnaden, d. h.

von den Arbeiten, die der Hof ihnen zukommen ließ. Man will übrigens wissen, daß in der guten alten Zeit ein Stadtbürger oder niederer Hofbeamter zu Brigen durch die blauen Augen seiner jungen Frau viel leichter auf einen grünen Zweig kommen konnte, als durch frühes Aufstehen und langes Schwitzen bei der Arbeit. Werden ja selbst am päpstlichen Stuhle derlei Mittel und Wege zu irdischem Fortkommen nicht übel angesehen.

Soweit die Geschichte zurückgeht, fiel es keinem Brigener ein, die ungemein günstige Lage seiner Vaterstadt für Verkehr und Handel auszubeuten. Man sollte meinen, es müßte sich da ein wohlhabender Kaufmannsstand gebildet haben, aber es wird nicht ein Geschlecht genannt, das in dieser langen Zeit etwas merkliches verdient und einigen Reichtum erworben hätte. Doch war der Bürger zufrieden und vergnügt. Er konnte über die Leppigkeit des Hofes nachsichtig schmunzeln, denn er wurde ja ebenfalls feist dabei. Gegenüber dem armen, geschundenen Landmann, bei dem das Sprichwort galt: „Soweit die Brigener Domglocke schallt, kann kein Bauer gedeihen,“ sprach der Bürger nicht ohne Stolz: „Wenn einer vom Himmel runter fiele, müßte er auf Brigen fallen.“

Das Sprichwort: „Unterm Krummstab ist gut wohnen,“ scheint der deutsche Episkopat selbst erdacht zu haben; möglich auch, daß es von seinen Hoffleischern und Hofschneidern ausgieng; die bischöflichen Bauern sind schwerlich irgend einmal jener Meinung gewesen.

Wenn man aber da auf der Karte links hinüberschaut, z. B. nach St. Gallen, Zürich, Basel, nach anderen Städten, die vor fünfhundert Jahren auch nicht größer

gewesen als die heilige Stadt am Eifach und jetzt in Wohlstand und Bürgerglück, in Wissenschaft und Gesehsamkeit, in stolzen Bauten für das Wohl der Menschheit prangen und vergleicht damit dieses ärmliche Brigen mit seinem ehrwürdigen Bischofssitz, seiner ehemaligen Souveränität, seinen andächtigen Kirchenhäuptern, seinen Weihbischöfen und Domherren ohne Zahl, mit allen seinen Augustinern, Capucinern, Franciscanern, Tertiärinnen, Clarissinnen und seinem geringen Gedeihen in weltlichen Dingen, seinen geringen Verdiensten um die höhere Entwicklung der Menschheit, so kommt man wohl auf die Frage: woher denn dieser Unterschied des Segens? ... Vielleicht doch daher, daß jene den Schurf des Mittelalters zeitig abgespült haben, selbstdenkend, fleißig, unternehmend, oder mit andern Worten protestantisch, legerisch geworden, kurz, dem Teufel in die Hände gefallen sind und unter seinem Schutz jene höllischen Blendwerke aufgestellt haben. Wenn diese Antwort die richtige, so könnte man unter Einbeziehung sicilisch-calabrischer, kirchenstaatlicher, niederbayerischer und anderer ähnlicher Zustände leicht auf den bedenklichen Gedanten verfallen: daß die Werke der Hölle auf dieser Welt sich oft viel lieblicher und angenehmer ausnehmen, als die der Kinder des Lichts.

Der letzte Bischof, der als Reichsfürst auf dem Stuhl zu Briren saß, war übrigens Karl Franz, ein Graf von Lodron und ein gütiger Herr. In die damalige Hofhaltung leuchtete Ludwig XIV. und sein Versailles noch mächtig herein. Vielleicht war es auch nur ein französischer Zug, daß immer mehr Amoretten als Cherubine durch die heiligen Hallen huschten. Wo alles liebte, konnte

Karl Franz allein nicht hassen. Er umgab sich zwar nicht mit öffentlich anerkannten Favoriten, wie seine Amtsbrüder zu Köln und Mainz, aber er blieb den Töchtern seines Landes immer hold. Seine Domherren nicht minder. Einer derselben, ein Freiherr von Rechberg, der gewöhnlich mit Stiefeln und Sporen in den Chor kam, ist wegen seiner galanten Abenteuer jetzt noch nicht vergessen. Es gab damals noch Hofbälle, auf welchen die Domherren in zierlichem Menuett ihre Gelenkigkeit zeigten. (Auf dem Concil zu Trient tanzten die Bischöfe noch durch die Bank.) Auch war eine Hofbühne vorhanden, wo jedoch die weiblichen Rollen durch die studierende Jugend dargestellt wurden. Diese brauchte sonst wenig zu lernen, wenn sie mit fünfzehn Jahren nur ein flüssiges Küchenlatein zum Besten geben konnte. Von deutscher Sprache und deutscher Literatur war noch keine Rede. Lessing, Göthe, Schiller sind erst 1806 mit den bayerischen Fahnen in das Land gekommen. Sie sollen sich aber noch zur Zeit etwas fremd fühlen, da sie als Protestanten mehr gefürchtet, denn als Schriftsteller geliebt werden. Vor zwanzig Jahren sagte ja auch ein Jesuitenpater, der im Gymnasium zu Feldkirch über deutsche Literatur vortragen sollte, daß er eigentlich nichts vorzutragen habe, weil es eine deutsche Literatur, beim Lichte betrachtet, noch gar nicht gebe. Auch Beda Weber meinte — und vielleicht nicht ohne Grund — ein christkatholischer Tiroler könne in des heiligen Paulus Briefen viel mehr heiliges lernen, als in Göthe's oder Schillers Schriften. Er ärgerte sich notorisch, als Dr. Streiter in seinem Garten zu Bozen die Marmorbüsten der beiden deutschen Dichtersfürsten aufstellte und rief vor dreißig

Jahren in der „Postzeitung“ entrüstet aus: „Was haben denn diese Männer für unsern heiligen katholischen Glauben gethan, daß sie in einem Bozner Garten paradiren dürfen?“ Viele gebildete Tiroler helfen sich aber seitdem dadurch aus dem Dilemma, daß sie den Apostel so gut ignoriren, wie die beiden Poeten.

Um alles zu erwähnen, was die Sage noch von der alten Pracht erzählt, wollen wir auch der fürstbischöflichen Grenadiercompagnie gedenken, welche aus vierundzwanzig großen und schönen Leuten bestand. Als letzter Generalcapitän befehligte sie ein Freiherr von Palauz. Sie marschirte, wenn der Bischof selbst das Hochamt hielt, im Chor des Domes auf, präsentirte bei der Wandlung das Gewehr, schlug auch den Wirbel und wirkte in jeder Weise zur größeren Ehre Gottes mit. Bei solchen Feierlichkeiten umstanden den Kirchenfürsten auch zwölf Pagen oder Edelknaben, die aus den ersten Geschlechtern des Landes erkoren waren. Der Brigener Adel, im Mittelalter sehr zahlreich, kam zwar im Laufe der Zeiten immer mehr herunter, hielt sich aber bis zu Ende der weltlichen Bischofsherrschaft gleichwohl noch in leidlichen Ehren. Jetzt ist er bis auf zwei oder drei Familien verschollen. Daß der Fürstbischof und Landesherr immer nur vierspännig ausfuhr, von Vorreitern und Läufern begleitet, versteht sich von selbst.

So ungefähr war das Fürstbisthum Brixen äußerlich beschaffen, ehe das heilige römische Reich zusammenfiel. Es sah zwar etwas anders aus, als es sich unser Herr Jesus Christ, da er noch auf Erden gieng, gedacht haben mochte, war aber doch in seinem harmlosen Marasmus viel liebenswerther, als die meisten weltlichen Höfe der damaligen Zeit.

Der jetzige Fürstbischof Vincenz Gasser, hat sich seinen Hofhalt viel apostolischer eingerichtet. Er führt weder Vorreiter noch Läufer und wenn er an hohen Feiertagen vor seinem Dom auffahren muß, so nimmt er Roß und Wagen bei einem Lohnkutscher zu leihen. Er hält keine Pagen und keine Grenadiercompagnie, eben so wenig gedenkt er die bischöfliche Bühne oder die Hofbälle wieder einzuführen. Die früheren Galanterien sind gänzlich eingestellt. Seinen betagten Domherren ist der Tanz ebenso streng verboten, wie der bauerlichen Jugend des Bisthums — eine Fessel, welche jene wahrscheinlich viel leichter tragen als diese.

Bald nachdem diese Schilderung von Brigen und die Besprechung des Elephanten am 5. August 1875 in der *N. N. Z.* erschienen war, erhielt diese zwei Zusendungen, welche der Leser wohl nicht ungern hier wieder finden wird. Die erste (Beilage zur *N. Z.* vom 8. Aug. 1875) lautet:

= **Frankfurt a. M.**, 6. Aug. (Zu L. Steub's *Lyrischen Reisen*.) Daß der Elephant, welcher am 2. Januar 1551 in dem jetzt nach ihm genannten Gasthaus in Brigen übernachtete, der erste gewesen sei, „der durch's heilige römische Reich zog“, steht nicht so fest, als der Herr Einsender anzunehmen scheint. Bereits 1443 führt Versners Chronik von Frankfurt und 1473 Saur's Städtebuch Elephanten auf, welche auf der Frankfurter Messe gezeigt worden seien. Ein aus dem Jahre 1515 stammendes Wandgemälde von der Anbetung der heiligen

drei Könige, welches im Kreuzgang des Carmeliterklosters dahier war und von welchem der Kunsthistoriker J. D. Passavant eine Beschreibung mit guter Abbildung in achten Hefte des Archivs für Frankfurter Geschichte und Kunst (1858) gegeben hat, zeigt Elephant und Kameel im Troß der Könige in treuen, charakteristischen Abbildungen. Die Beschreibung, welche Herr Steub von der mittelalterlichen Abbildung des Elephanten im Kreuzgang zu Brigen gibt, wonach offenbar in der Phantasie des ausführenden Künstlers eine Verschmelzung der Attribute von Kameel und Elephant stattgefunden hat, ist ein interessantes Seitenstück zu der von J. Grimm auch sprachlich (Deutsches Wörterbuch III, 403) nachgewiesenen Verwechslung großer Thiere: Aleph, Ochse; bos lucanus, Elephant; elaphos, Hirsch; gothisch ulbandus, althochdeutsch olpenta, angelsächsisch olfent, altnordisch ulfaldi = Kameel. Wie die Römer die Elephanten des Pyrrhus lucanische Ochsen nannten, so war dem Spanier in Amerika der Jaguar ein Löwe, das Lama ein Kameel, so redet der Nordamerikaner vom Prairiehund u. dgl. m. Da nach dem oben gesagten nicht feststeht, „daß der Brigener Elephant der Anfang der neueren Elephantologie sei,“ so wäre es wünschenswerth, wenn die Herausgeber deutscher Städtechroniken auf die culturhistorisch interessante Thatsache der ersten Einführung fremder Thiere achteten.

Die zweite (Beilage zur N. Z. vom 19. Aug. 1875) läßt sich vernehmen wie folgt:

A. Z. **Brig**, 10. Aug. (Der erste Elephant in Mitteleuropa.) Auf seinen „Lyrischen Reisen“ in Brigen angelangt, erwähnt Ludwig Steub (s. Beil. zu Nr. 217

der „Allg. Ztg.“) unter den Denkwürdigkeiten dieser Stadt halb im Ernst, halb im Scherz, auch des Gasthofs zum Elephanten und sagt: „Unter seinem Dach nahm am 2. Januar 1551 der erste Elephant, der durchs heilige römische Reich zog, seine Einkehr.“ Nun ist diese Brigener Tradition aber unrichtig: schon mehr als 700 Jahre vorher sah Deutschland einen Elephanten. Bekanntlich unterhielt Karl der Große freundschaftliche Beziehungen zu seinem berühmten Zeitgenossen, dem Chalifen Harun Arraschid, dessen glänzender Hof — wie selbst unsere Jugend aus „Tausend und Eine Nacht“ schon weiß — in dem herrlichen Bagdad am Tigris seinen Sitz hatte. Das Oberhaupt der islamitischen Welt gab — wie Karls des Großen Geheimschreiber Eginhard berichtet — seiner Hochachtung für den Beherrscher des christlichen Abendlandes wiederholt einen unzweideutigen Ausdruck. So räumte ihm Harun die Schutzherrschaft über das heilige Grab in Jerusalem ein; so suchte er dessen Herz durch reiche und ausserlebens Geschenke zu erfreuen. Im Jahre 807 nach Ch. G. überbrachte z. B. sein Gesandter Abdella (Abdallah?) Kaiser Karl dem Großen in dessen gewöhnliche Residenz Aachen ein orientalisches Prachtzelt mit zwölf Vorhängen aus buntgefärbten Stoffen, eine reiche Anzahl kostbarer Seidengewänder, wohlriechende Salben, zwei Messingleuchter von ausgezeichnete Form und Größe und eine Kunstuhr von Messing, deren Mechanismus durch eine Wasseruhr getrieben wurde und so eingerichtet war, daß nach Ablauf jeder Stunde ein Metallkugeln auf ein Becken herabfiel und dasselbe erklingen ließ, also eine Art Stundenschlag vermittelte, und daß ferner nach Ablauf von

zwölf Stunden zwölf Reiter durch zwölf Fensteröffnungen aus dem Innern hervorkamen. Doch schon fünf Jahre zuvor hatte Harun seine freundschaftliche Gesinnung gegen Karl den Großen durch einen noch sprechenderen Beweis, ja man kann sagen, sogar durch ein nicht zu unterschätzendes Opfer beglaubigt, denn damals schickte er ihm, neben vielen andern Kostbarkeiten des Morgenlandes, auch einen — Elephanten, den einzigen, den er eben besaß, aber nicht aus eigenem Antriebe, sondern um den ihm kundgegebenen Wunsch seines abendländischen Freundes zu erfüllen. Uebrigens gieng damals, trotz mancher Besorgnisse in Bagdad, der Transport des Thiercolosses glücklich von statten. Karl der Große ließ, sobald er benachrichtigt worden, der Elephant sei unterwegs, in Ligurien, d. h. im Genuessischen, Schiffe ausrüsten, die den sehnlich erwarteten Fremdling an der afritanischen — wahrscheinlich egyptischen — Küste abholten und mit ihm gegen Ende Octobers des Jahres 801 in Porto Venere — nordwestlich von Livorno und unweit Massa — landeten; weil aber die Weiterreise über die Alpen des Schnees halber nicht mehr möglich war, blieb das Rüsselthür den Winter über in Vercelli; erst im nächsten Frühjahr setzte Abulabaz (so hieß unser Elephant) seinen Weg nach Norden fort und hatte am 19. Juli des Jahres 802 die Ehre, zu Aachen seinem neuen Herrn und Gebieter übergeben zu werden.